

Wo nur anfangen?

Willy Bierter

How to cite:

Willy Bierter: Wo nur anfangen?

online: www.vordenker.de Neuss 2020, J. Paul (Ed.), ISSN 1619-9324

URL: < https://www.vordenker.de/wbierter/wb_Wo-nur-anfangen.pdf >

Copyright 2020 vordenker.de

This material may be freely reused, provided the author and sources are cited

– CC-Lizenz: by-nc-nd

Wo nur anfangen?

von

Willy Bierter

„Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt.“

Johannes 3, Vers 8, in: „Die Bibel“ (nach der Übersetzung Martin Luthers), Stuttgart 1990

Diese immer wiederkehrende Frage nach dem „Anfang“! Wo soll man anfangen bei der Suche nach dem „Anfang“? Fangen wir doch einfach mit einem ersten Satz an, selbst wenn wir heimliche Zweifel an der Abbildungstauglichkeit von Sätzen haben sollten, weil wir noch nie etwas erlebt haben, was wirklich einem ganzen Satz entsprach. „Sicher, an manchen Tagen ist man disponiert, Erlebnisse anhand der Form von Subjekt, Prädikat, Objekt ‚abzubilden‘ – aber nur so, wie man Tücher zum Trocknen auf die Leine hängt. Die Leine und die Wäschestücke sind nicht isomorph.“¹ Proust² beginnt die *Suche nach der verlorenen Zeit* mit jenem denkwürdigen Satz: „Longtemps, je me suis couché de bonne heure“ [„Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen“]. Dieser diskret präsentierte Satz wirkt wie ein sich hebender Vorhang, der einen ungehinderten Blick auf die Bühne freigibt und den Zuschauer-Leser von Beginn weg ahnen lässt, was ihn von nun an an die Hand nehmen und nicht mehr loslassen wird. Von vorneherein setzt dieses „longtemps“ die Dauer als Ordnungsrahmen in Szene und räumt ihr unverzüglich Vorrang ein. Mit dem frühen Schlafengehen des sich leise und fragil heraushebenden „je“ wird etwas in Gang gesetzt, das zu keinem Ende finden wird: „Es bedeutet, unter der tagsüber gemachten, verstreuten, alsbald vergessenen Alltagserfahrung bereits die innere, anders gesagt nächtliche Dimension aufscheinen zu lassen, in der im Stillen und in der Abkehr von aller Geschäftigkeit die heraufkommenden Geschehnisse und die Gefühle endlich, gleichsam dekantierend, einen klaren Ton freisetzen können; in der die folgenden Eindrücke nicht mehr damit aufhören, insgeheim Verbindungstunnel durch die ‚Zeit‘ zu treiben, um ihre Verstreutheit zu überwinden und wieder zueinanderzukommen – worin das gesamte Werk seine Erfüllung finden wird. So verfügt nach dem Gongschlag des ‚longtemps‘ der folgende Achtsilber eine Pause, die jenen Gong nachhallen lässt – Schwebe-Stille; doch der Rahmen ist bereits gesetzt, das Gerüst ist fertig.“³

Kommt man denn aus einem ersten Satz gar nicht mehr heraus, einem ersten Satz, der eine Setzung bewirkt, eine Ordnung festlegt, in seinem weiteren Verlauf das Denken auf eine Weise anstößt, von der man sich kaum mehr freimachen kann, von dem man abhängig bleibt, der – kaum ist er artikuliert – sich alsbald als ausgetretene Spur erweist und auf alle kommenden Entwicklungen und Umwälzungen seinen Schatten, seine Unabwendbarkeit vorauswirft? Oder soll man mit dem Ende beginnen wie Tolstoi, der den „Tod des Ivan Iljitsch“⁴ schildert, wo der Sterbende erkennt, dass er gehen muss, wo er doch noch gar nicht angefangen hat, auf seine

¹ Sloterdijk, Peter: „Neue Zeilen und Tage. Notizen 2011 – 2013“, Berlin 2018, S. 72

² Proust, Marcel: „À la recherche du temps perdu“, Paris 2002; deutsche Werkausgabe in 13 Bänden von Eva Rechel-Mertens (Edition Suhrkamp): „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, Frankfurt 1964

³ Jullien, François: „Denkzugänge. Mögliche Wege des Geistes“, Berlin 2015, S. 31

⁴ Tolstoi, Leo N.: „Der Tod des Iwan Iljitsch“, Books on Demand, Norderstedt 2017

Weise richtig zu leben, weil er von sich sagt, dass er sich ein Leben lang an fremde Normen angepasst und nicht so gelebt hat, wie er selbst es eigentlich wollte: ein verfehltes Leben, das er nicht mehr korrigieren kann?

Kehren wir mit dieser Frage nochmals zum herausragenden Proustschen Oeuvre zurück: Der aufmerksame Leser wird am Ende entdecken, dass dessen Erzählung keineswegs in einem fixen Ordnungsrahmen verharrt. Denn das anfängliche „je“ ist am Ende der Suche nach der verlorenen Zeit ein anderes geworden. Es hat sich mit den auf seinen Wegen und an vielen Orten erlebten Geschehnissen, Begegnungen, Gefühlen und Erfahrungen gewandelt, es ist zu ihnen in ein doppeltes Verhältnis getreten: zum einen hat sich das „je“ über diese so seine Gedanken gemacht und zum anderen aber auch Gedanken über seine Gedanken. Mit anderen Worten, es hat nicht nur das objektiv gegebene Sein der Geschehnisse reflektiert, sondern ebenso den Prozess der Reflexion zum Thema gemacht. Spätestens jetzt sind wir bei der Selbstbezüglichkeit angekommen, nämlich einer Bewegung zwischen dem Gegenstand der Beschreibung und dem Beschreibungsverfahren. Diese Bewegung ist aber nicht im Muster des Kreises zu verstehen, der bekanntlich Anfang und Ende in sich selbst ist, sondern Selbstbezüglichkeit als chiasmatische Figur, die nicht in sich selbst, sondern auf Umwegen zu ihrem Anfang zurückkehrt. Die chiasmatische Selbstbezüglichkeit ist Dreh- und Angelpunkt für Wandel und Veränderungen sowohl im Erkennen als auch im Wollen. Mit ihr lässt sich Selbstentdeckung betreiben. Erkunde ich mein Selbstbewusstsein, so mache ich es zum Gegenstand. Zu meiner grossen Überraschung entdecke ich dabei, dass es sowohl Ich als auch Gegenstand ist, wobei das „sowohl als auch“ genauso gut ein „weder noch“ ist. Ich bewege mich – chiasmatisch gesprochen – gleichsam in einem flächigen Geviert. In diesem Erkundungsprozess beginnt das Ich sich darin zu dezentrieren, zu verflüssigen. Ich erblicke mich nicht mehr als „Ich“ in all meinen Eigenschaften und weil diese im Spiegel des Bewusstseins nur in pseudoobjektiver Form erscheinen, kann ich mich als solcher in meinen Eigenschaften nicht erkennen. Also muss ich diese Selbstverdeckung umkehren, was eben heisst, meine Selbstentdeckung zu betreiben: die Selbst(rück)bezüglichkeit. Habe ich Selbstbezüglichkeit gewonnen, so bin ich in der Lage, mich gleichsam zu teilen und mehrere zu werden⁵, nämlich so viele andere, wie die, denen ich bekannt bin und die ich kenne. Und jeder verleiht mir eine bestimmte Realität. Die Illusion, ich wäre nicht viele, entsteht allein aus meinem Glauben, jedes Mal und in jeder meiner Handlungen ganz ich selber zu sein; während es doch leider durchaus nicht so ist. Wenn ich mehrere bin, benötige ich auch kein bleibendes und unveränderlich fixiertes Ich mehr. Erst mit der Selbstbezüglichkeit werden die Voraussetzungen geschaffen, um erstarrte Formen und zwanghaft fixierte Bedeutungen aufzuheben, so dass das „Alte“ als „Neues“ verwandelt erscheinen und Neuheit uns überraschen oder gar erstaunen kann. Und so findet Proust am Ende sogar die Zeit wieder: der letzte Band heisst ja „Le temps retrouvé“, die wiedergefundene Zeit.

*

Kann es sein, dass man nur da anfangen kann, wo man bereits ist und lebt? Frühmorgens beim zögernden Erwachen aus dem Halbschlaf, wenn man mit noch steifen Gliedern und schlafrunkenen Augen sich aus den Laken herauswindet – vielleicht noch der vagen Erinnerung nachhängend, ob und was von den gestrigen Träumen noch übrig geblieben ist – und ganz allmählich in den Lauf der Dinge dieser Immer-schon-gewesenen-Welt wieder eintaucht, vorwärts zum Anfang einer neuen Tageswirklichkeit mit ihren gewohnten Abläufen, Illusionen, Kümmernissen und – so die leise Hoffnung – einigen unerwarteten Lichtblicken, als Wesen mit inzwischen wachen Augen, das neu entscheidet und entscheiden muss statt weiter vor sich hinzudösen? Heinz von Foerster meint jedenfalls⁶: Jeder Moment in unserem wachen Leben ist immer ein Anfang. Das Jetzt und Hier ist der Anfang jeden Anfangs, es ist immer eine Neuschöpfung, eine Art „Genesis“.

⁵ Meyer, Eva: „Von jetzt an werde ich mehrere sein“, Frankfurt a.M., 2003

⁶ von Foerster, Heinz: „Der Anfang von Himmel und Erde hat keinen Namen – Eine Selbsterschaffung in sieben Tagen“, Berlin 2002, S. 1

„Werden wir nicht nachlassen in unserm Kundschaften
 Und das Ende unseres Kundschaftens
 Wird es sein, am Ausgangspunkt anzukommen
 Und den Ort zum erstenmal zu erkennen.
 Durch das unbekannte, erinnerte Tor,
 Wenn der letzte Fleck Erde, der zu entdecken bleibt,
 Jenes ist, das den Anfang gebildet;
 An dem Quellengrund des längsten Stromes
 Die Stimme des verborgenen Wasserfalls,
 Und die Kinder im Apfelbaum,
 Unerkannt, weil nicht erwartet,
 Aber gehört, halb-gehört, in der Stille
 Zwischen zwei Wellen der See.
 Rasch nun, hier, jetzt, immer –
 Ein Zustand vollendeter Einfalt
 (Der nichts weniger kostet als alles)
 Und alles wird gut sein,
 Jederlei Ding wird gut sein und
 Wenn die Feuerzungen sich nach innen falten
 Zum Schifferknoten aus Feuer
 Und eins werden Feuer und Rose.“⁷

Tatsächlich? Treffen wir nach dem Aufwachen nicht oft die Entscheidung, das zu tun, was wir jeden Morgen und jeden ganzen Tag tun und schon immer getan haben? Sortieren wir sorgfältig, was uns dabei so passiert – unsere Bewegungen, Tätigkeiten, Gedanken, Gefühle und Erinnerungen –, so fällt uns alsbald auf: Wir sind Gewohnheitstiere, geben vor, lediglich der Notwendigkeit zu gehorchen, auch wenn wir insgeheim wissen, dass wir auch anders könnten. Sehr viele Tätigkeiten führen wir gewohnheitsmässig aus, ohne nachzudenken, mechanisch, gleichsam „bewusstlos“ – in der stillen Hoffnung auf eine reibungslose Litanei der Lebensfunktionen. Die Gewohnheit, der unhörbar befehlende Zwang – sei dieser innerer, äusserer, affektiver oder sozialer Natur – ist seit jeher eine der wohl mächtigsten Triebfedern. Beispielsweise frühmorgens: waschen, aufknöpfen, zuknöpfen, frühstücken, dabei auf dem Smartphone herumfingern und sich der selbstverordneten Zwangsfütterung mit Kurzmeldungen unterziehen, von Medien, die nicht müde werden, jeden Tag neue Schreckensnachrichten in die Welt zu setzen, die wir häppchenweise konsumieren und dabei entweder erschauern oder gleichgültig wegklicken. Und unbedingt nicht vergessen die Pflege unseres Ich-Denkmal: obsessiv-hedonistisch unter all den beliebig vielen Optionen⁸ – die von einer unaufhaltsam expandierenden Konsum- und Unterhaltungsindustrie mit den sozialen Medien als wichtigstem Treiber in verführerischer Marketing-Pose angepriesen werden – noch der einen oder anderen hinterherhecheln. Was gibt es Schlimmeres, als nicht begehrt zu werden, in den Augen anderer banal und gewöhnlich zu erscheinen? Deshalb noch rasch zwei oder drei Twitter-Nachrichten absondern, unbedingt unser neuestes Selfie hochladen, alles in der vagen Hoffnung, der tief in uns wuchernden Angst, spurlos von dieser Welt verschwinden zu müssen, wenigstens etwas entgegenzusetzen. Also Spuren hinterlassen, was uns mit unserer Sterblichkeit etwas versöhnen mag, die wir als angeblich selbstbestimmte und selbstbestimmende Wesen als Skandal par excellence empfinden.

Manch einer wird darauf erwidern: nein, bei mir ist nichts Zwanghaftes, ich bin einfach spontan. Wenn die Situation dieses oder jenes erfordert, so tue ich es einfach. Was immer ich tue, tue ich nicht mit bewusster Absicht oder von langer Hand vorbereitet. Es kommt einfach, und dann handle ich so gut ich eben kann, sonst könnte ich meinen Alltag kaum bewältigen. Das sei

⁷ Eliot, Thomas Stearns: „Gesammelte Gedichte. Englisch und Deutsch“, übersetzt von Christian Enzensberger, u.a. Frankfurt/M. 1972. Das Gedicht „Little Gidding“ übersetzte Nora Wydenbruck.

⁸ Gross, Peter: „Die Multioptionengesellschaft“, Frankfurt a. M. 1994

intelligentes Verhalten, denn Intelligenz bedeute, wissen was zu tun ist, wenn man nicht wisse was tun! Es ist zu vermuten, dass hier der Betreffende Intelligenz mit Chaos verwechselt, ist Chaos doch bekanntlich das, was wir tun, wenn wir nicht wissen, was wir eigentlich tun sollten. Kurz: Es ist die Situation, in der wir endgültig den Durchblick verloren haben. Chaos ist eben die Regel und Ordnung die ziemlich unwahrscheinlichste Ausnahme. Zutreffender könnte also sein, dass wir nur selten Herr unserer Handlungen sind, weil wir im Alltag immer wieder zufällige und zerstreute Personen sind, nie ganz uns selbst gehören, sondern durch die Umstände „regiert“ werden – vielleicht auch, weil wir nie so verrückt sind, die Ereignisse in unser mentales System zu zwingen, sondern es im Gegenteil den Ereignissen anpassen.

„Die ‚Gewohnheit‘, als Wort wie als Sache, steht für die faktische Besessenheit der Psyche durch einen Block von schon erworbenen und mehr oder weniger irreversibel verkörperten Eigenschaften, zu denen überdies die zähe Masse der mitgeschleppten Meinungen gerechnet werden muss. Solange der Block unbeweglich verharrt, kann die neue Belehrung nicht beginnen. Dass Beobachtungen dieser Art auch in der asiatischen Welt gesammelt und festgehalten wurden, zeigt die bekannte Anekdote von dem Zen-Meister, der beim Eingiessen von Tee in eine Tasse zum Erstaunen seines Schülers nicht halt machte, als die Tasse voll war, sondern fortfuhr einzugiessen. Damit sollte gezeigt werden, man können einen vollen Geist nichts lehren. Das Studium besteht dann im Nachdenken über die Frage, was zu tun sei, um die Tasse zu leeren. Ob die neu gefüllt werden soll oder ob die Leere, einmal erreicht, als Eigenwert gepflegt wird, ist ein anderes Thema.“⁹ Doch wenn wir uns der Gewohnheitsnatur menschlichen Verhaltens allmählich bewusst werden, „ist die Schwelle erreicht, die, sobald sie sichtbar wird, auch schon überschritten werden muss. Man kann die Gewohnheiten nicht entdecken, ohne zu ihnen auf Distanz zu gehen – anders gesagt, ohne mit ihnen in einen Zweikampf zu geraten, in dem ermittelt wird, wer Herr im Ring sei.“¹⁰

Bereits wenn ein Akteur „Ich“ sagt, wird der Tatbestand „Subjektivität“ eingefordert, d.h. seine Mitbestimmung bei der Aufrichtung der Instanz, die ihm mit innerer Stimme befehlen darf, die Brücke zur Tat – die er selbst baut oder sich errichten lässt – zu überschreiten und ihm selbstbegriffene gute Gründe und sinnvolle Interessen mit auf den Weg gibt und nicht mitreissende Leidenschaften oder unausweichliche Zwänge unterstellt. Der Akteur wird von sich behaupten, dass er selbstredend in der Lage ist, seine Interessen richtig zu deuten, niemand anderem als seiner eigenen inneren „Stimme der Vernunft“ Folge zu leisten – und damit jeglichen Verdacht der Fremdbestimmung von sich weisen. Doch wie oft unterschieben wir unserem alltäglichen Tun gute Gründe, auch wenn wir bei allfälligen Rückfragen keine guten oder hinreichenden Gründe angeben können? Es ist zu vermuten, dass wir über weite Strecken in einer Art schlafwandlerischer Halbwachheit durch die Welt stolpern, ohne uns auch nur im Geringsten um bescheidene Verstehenszusammenhänge zu bemühen, unser Bewusstsein immer nur auf kleine Ausschnitte der Wirklichkeit lenken.

*

Lassen wir kurz Hannah Arendt zu Wort kommen: Für sie heisst handeln, einen neuen Anfang, etwas Neues, etwas ganz Anderes, eine neue Welt beginnen zu lassen. Für sie gleicht das Handeln einem Wunder.¹¹ Angesichts der automatischen Prozesse, die in der Welt in wachsendem Masse ablaufen, darf man sich allerdings mit Fug und Recht fragen, ob heutzutage das Handeln allmählich nicht nur zu einem eher seltenen Phänomen verkommt, sondern im emphatischen Sinn von Hannah Arendt überhaupt noch möglich ist? Sind wir uns bewusst, wie sehr wir – neben unseren eigenen alltäglichen gewohnheitsmässigen Tätigkeiten und konditionierten Denkmustern – unser Tun immer stärker automatischen Prozessen ausliefern, in

⁹ Sloterdijk, Peter: „Du musst dein Leben ändern“, Frankfurt a. M. 2009, S. 295

¹⁰ Sloterdijk, Peter: a.a.O., S. 300

¹¹ Arendt, Hannah: „Vita activa oder vom tätigen Leben“, München 1981, S. 18

denen wir nicht mehr Subjekt unserer Entscheidungen sind und dies durch kein Wunder eines radikalen Neubeginns unterbrochen werden kann? ¹²

Ein Anfang geschieht immer dann, wenn ein Akteur das Motiv gefunden hat, das ihn vom Zögern befreit und zur Tat schreiten lässt. Vom Motiv, von der Absicht zur Tat, von der Theorie zur Praxis überzugehen macht das Wesen der Subjektivität aus. Doch woher bezieht der Wille die Motive, die Absichten, die seine Handlungen leiten sollen? Denn ohne Erwartungen, Absichten, Wünsche und Vorstellungen gibt es kein Handeln.

„Wüsste der Handelnde, was er erreichen will, so wäre er ein blosser Exekutant; die Ausführung könnte er ebenso gut Gehilfen, am Ende Maschinen überlassen. Weiss er es nicht, so hilft allerdings auch keine Wiedererinnerung, sondern nur das Tun selbst, ein versuchendes Tun, das buchstäblich kein Ziel hat.“ ¹³

In manchen Lebenslagen sind wir im Netz der Motive und Wünsche gefangen. Wir möchten dieses und jenes, vielleicht auch noch etwas Drittes oder Viertes erreichen. Vielleicht wissen wir nicht so genau, was wir wollen – und bleiben oft dem Alltagstrott verhaftet. Aus Erfahrung wissen wir zudem, dass die Motive, Absichten und Wünsche für uns nicht immer ganz durchsichtig und vor allem nicht immer eindeutig sind. Wünschen wir uns beispielsweise etwas, so schauen wir nicht immer so genau hin. Nichts ist mysteriöser, ungreifbarer oder abwegiger als das menschliche Verlangen. Zwar glauben wir, dass sich im Wunsch unser innerstes Verlangen ausdrückt und übersehen oder wollen nicht sehen, dass es oft andere sind, die unser Begehren entweder unverhohlen oder auch ganz ohne Absicht lenken; René Girard nennt dies das „mimetische Begehren“. ¹⁴ Deshalb wird unsere Wahl oft nicht so sehr durch ein gewünschtes Objekt bestimmt, sondern vielmehr durch eine andere Person, die ein solches Objekt ebenfalls begehrt und der wir so gerne ähneln möchten. Eitelkeit, Neid und Snobismus sind die dafür treibenden Kräfte. Ein beredtes Zeugnis für diesen Sachverhalt ist die Werbung, will sie doch täglich beweisen, dass das von ihr angepriesene Produkt von den Menschen begehrt und gekauft wird, denen wir gerne gleichen würden.

Beim Nachdenken über solche Lebenslagen schwanken wir oft unschlüssig zwischen zwei oder mehreren Wünschen und Absichten hin und her, zögern, ringen mit uns: kein Wille und keine Entscheidungskraft werden geboren. Ratlosigkeit macht sich breit. Diese tritt häufig dann ein, wenn das Denken sich in narzisstischer Manier ausschliesslich mit seinen eigenen Bewusstseins- und Erlebnisinhalten identifiziert. So widerspiegelt Ratlosigkeit immer auch die seelisch-spirituelle Situation des Einzelnen, aber auch der Zivilisation. Da ist nichts zu finden von „Erkenne dich selbst“, was vor allem bedeuten würde, die eigenen Wünsche zu kennen, die unsere Begehrlichkeiten regieren, keine Einsicht in die Dummheit mimetischen Begehrens, nämlich dass die Dinge einander am Ende gleich sind, nichts von der tiefen Einsicht Goethes einer „Antizipation“ eines anderen geistig-spirituellen Lebens. Wie soll da die Vernunft ihre Steuerungs- und Kontrollfunktion ausüben, wenn unklar ist, in welchem Masse sie am Ruder ist?

Nun will man ja nicht nur etwas tun, man will bekanntlich etwas Sinnvolles machen, was das auch immer sein mag. Was einem als sinnvoll erscheint, dem kann sich das Denken allenfalls asymptotisch nähern, denn das als sinnvoll Anvisierte liegt in der Zukunft. Wiederum muss man zwischen verschiedenen als sinnvoll erachteten Absichten wählen und das heisst eine Entscheidung treffen, was einen Willensakt bzw. eine Handlung darstellt. Das trifft auch dann zu, wenn wir uns für das Hamsterrad, d.h. die blosse Abwicklung des Alltagspensums entscheiden.

¹² Han, Byung-Chul: „Im Schwarm. Angesichts des Digitalen“, Berlin 2017, S. 46

¹³ Waldenfels, Bernhard: „Der Stachel des Fremden“, Frankfurt/M. 1991, S. 97

¹⁴ Girard, René: „Figuren des Begehrens. Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität“, Berlin 2012

Will man ernsthaft die gewohnheitsmässigen Spuren verlassen, die sich in den Alltag eingegraben haben, so muss man seine Gewohnheiten als solche überhaupt erst einmal unvoreingenommen in den Blick nehmen und erkennen. Dies setzt gleichzeitig den Willen (Volition), die Motivation voraus, das Reflektieren auf das gewohnheitsmässige Tun in Gang zu setzen. Dies ist alles andere als eine leichte Aufgabe. Wir müssen in den halbdunklen Keller hinabsteigen und dort den Knäuel unserer festgezurrten Überzeugungen, Meinungen und Vorurteilen aufdröseln. Haben wir uns in unserem Kokon aber wohlig eingerichtet, wollen wir dies alles gar nicht so genau wissen. Dabei wäre es bereits hilfreich, sich an den Ausspruch von Mark Twain zu erinnern: „Den ganzen Ärger macht nicht das, was wir nicht wissen, sondern das, was wir sicher zu wissen glauben, obwohl es gar nicht zutrifft.“ So belügen wir uns oft selbst, sind vielleicht bereit, gerade so viel zu verändern, dass wir nichts verändern müssen – wohlfeile Ausreden für ein solches Verhalten haben wir ohnehin immer schnell zur Hand.

„Der Mensch ist nicht so sehr von Dämonen besessen als von Automatismen beherrscht. Nicht böse Geister setzen ihm zu, es sind Routinen und Trägheiten, die ihn zu Boden drücken und deformieren. Was seine Vernunft trübt, sind nicht zufällige Irrtümer und okkasionelle Wahrnehmungsfehler – es ist die ewige Wiederkehr der Klischees, die wahres Denken und freies Wahrnehmen verunmöglichen. (...) Die alltägliche Meinung ist eine Pest, an der man zwar nicht stirbt und die doch von Zeit zu Zeit ganze Gemeinwesen vergiftet. Phrasen, die in den Körper abgesunken sind, erzeugen ‚Charaktere‘. Sie formen Menschen zu lebenden Karikaturen der Durchschnittlichkeit, sie machen aus ihnen fleischgewordene Plattitüden. ...“¹⁵

Jedes Nachdenken, auch jenes über das gewohnheitsmässige Tun, gleicht oft einem Wandern durch unerforschtes Land. Es bedeutet sich dort hineinzuwagen, wo die Wege nicht markiert sind – also Abschied nehmen von den ausgetretenen Pfaden, die bereits gebahnten Wege verlassen –, wo das Terrain unsicher ist und wo das gleichmässig ausgebreitete, wohlbekannte Licht nicht mehr so wie gewohnt alles ausleuchtet. Um etwas anderes wahrzunehmen oder wenigsten anders wahrzunehmen, gilt es Abstand zu nehmen von dem, was man bereits gedacht hat und als Bodensatz abgelagert ist, von dem, was bereits so gut assimiliert, integriert und beglaubigt ist, dass es die vergrabenen Voraussetzungen und die zugeschütteten Voreingenommenheiten als erwiesen durchgehen und vergessen lässt – also von alledem, was man nicht mehr denkt, was man glaubt, nicht mehr bedenken zu müssen.

Damit die Aufgabe bewältigt werden und gelingen kann, muss im Wanderer immer wieder etwas sterben oder aufgegeben werden; das erfordert Mut und das Übernehmen von Verantwortung, zumindest für das eigene Leben. Mit dem Nachdenken ist es allerdings so eine Sache. Wenn wir wollen, können wir zwar über alles nachdenken, doch worüber wir auch immer nachdenken, so tun wir doch immer auch und gerade eines: denken. Allerdings kann man für das Denken nicht sein Ich reklamieren – das war bekanntlich Descartes' Fehlschluss. Das Denken bestimmt das Ich und nicht umgekehrt. Das Denken spielt sich im Grunde ohne ein Ich ab, das denkt. Das Ich ist nichts anderes als der Ort, wo „es in mir denkt“. Wir können aber auch sagen: „Doch, es *gibt* das Ich, es gibt das Ich, es – das Denken – gibt das Ich.“ Das Ich ist das Ergebnis des Denkens und nicht umgekehrt.¹⁶

Wir können auch über das Denken nachdenken. Doch wenn wir dies tun, so legt sich über das, was wir so bedenken, eine zweite Ebene darüber, die unser Denken auf der ersten Ebene nach dem Motto „Wenn du denkst du denkst, dann denkst du nur du denkst“¹⁷ in einen Strudel zieht: das Denken des Denkens. Sobald das Denken sich selbst zuwendet, erleben wir die

¹⁵ Sloterdijk, Peter: „Du musst dein Leben ändern“, Suhrkamp 2009, S. 640

¹⁶ Bierter, Willy: „Wege eines Wanderers im Morgengrauen. Auf den Spuren Gotthard Günthers in transklassischen Denk-Landschaften“, Books on Demand, Norderstedt 2018, S. 88

¹⁷ Bierter, Willy: a.a.O., insbes. Kap 5: „Das Denken denken – oder: Wenn Du denkst Du denkst, dann denkst du nur Du denkst!“, S. 65 f.

Geburtsstunde der Selbstbezüglichkeit und der Selbstreflexion. Selbstbezüglichkeit vollzieht sich als Selbstbegegnung, als sich fortsetzende Begegnung mit dem Selbst, mit sich selbst. In der Selbstbegegnung begegnen sich zwei oder mehr „Teil-Iche“ als virtuelle Stellvertreter einer Person. Sie sind identisch und eins, daher *Selbstbegegnung*, aber in der *Selbstbegegnung* sind es auch zwei oder mehr, also verschieden, sonst könnten sie sich nicht begegnen. Dasselbe und zugleich das andere, Identität und zugleich Differenz. In der Selbstbegegnung begegnet sich das Identische nur auf der Basis der Differenz. Eine Differenz wird durch Identität nicht aufgehoben, sondern eine Identität wird durch Differenz begründet.

Sobald man über das Denken nachdenkt, kommt das Bewusstsein in den Fokus. Das Denken des Denkens ist also immer auch ein Nachdenken über das Bewusstsein; es ist eine Selbstbegegnung des Bewusstseins. Doch dabei gerät man in das glitschige Gelände paradoxaler Probleme: Das Bewusstsein ist kein denkendes Ding. In einer kryptischen Formulierung könnte man sagen: Weder ist das Bewusstsein noch ist es nicht. Jedenfalls hat und ist es kein *Sein*. Diesem Trilemma entkommt man nur, wenn die These gewagt wird: Das Bewusstsein ist oder bedient eine Funktion. Diese Funktion ist in einem sehr allgemeinen Sinne die Zerlegung oder Digitalisierung eines analogen Stromes von diffusen Wahrnehmungen in aufeinander beziehbare Ereignisse. Während Fichte in seiner *Wissenschaftslehre* das Bewusstsein bzw. das Selbstbewusstsein als „Kraft, der ein Auge eingesetzt ist“ metaphorisiert und demzufolge das Ich als Auge, „das sich selbst sieht“¹⁸ beschreibt, kontert Merleau-Ponty diese transzendente Utopie – in Anlehnung an diese Augenmetapher – mit der Formel: „Was es [das Bewusstsein] nicht sieht, sieht es aus prinzipiellen Gründen nicht, weil es das Bewusstsein ist“.¹⁹ Erweitern wir diese Metapher etwas und sagen: Das Auge sieht alles, nur sich selbst nicht, und eben deswegen sieht es überhaupt. Die Folgerung daraus: Die Selbstblindheit des Bewusstseins ist konstitutiv für Bewusstsein überhaupt. Was unserer Aufmerksamkeit somit immer zu entgehen scheint: Kein Bewusstsein kann sich als anfangend erleben, kein Augenblick ist der erste, denn unsere Sinneswahrnehmungen laufen simultan-parallel ab. Wir können sie deshalb nicht zugleich wahrnehmen. Jeder noch so hartnäckige Versuch einer Annäherung ans Erlebbare eines solchen Moments bleibt somit unerfüllt – was übrigens erst recht für den Anfang des Lebens, der Geburt, und damit den Eintritt in die Welt zutrifft. Zwar *wissen* wir, dass wir angefangen worden sind, *denken* können wir es aber nicht. Anfang wie Ende des Bewusstseins gehören nicht zu den physischen Realitäten wie unsere alltägliche Objektwelt und bleiben uns verschlossen. Bleiben wir also bei der alten sympathischen Idee, der zufolge die Welt im Bewusstsein ihre Augen öffnet.

Um wahrhaftig zu denken, muss man also nicht nur mindestens zwei „Teil-Iche“ gleichzeitig sein, sondern diese „Teil-Iche“ dazu bringen, ihre jeweils unterschiedlichen Standpunkte und Ansichten – von der Welt, über das Selbst usw. – möglichst sorgfältig zu artikulieren, darzulegen und zu begründen – und dabei den anderen aufmerksam zuhören. Sie müssen in einen internen Dialog treten und miteinander debattieren über die jeweiligen eigenen Bilder von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sowie die Vorstellungen davon, wie man handeln soll. Erst in der offenen Begegnung aller inneren „Teil-Iche“ kann Denken überhaupt stattfinden, nämlich Denken als der Prozess des Imaginierens der jeweiligen simulierten Welten und ihres sich gegenseitigen Darstellens durch diese inneren „Teil-Iche“. Soll das Denken einigermaßen gelingen, dürfen keine inneren Scheingefechte geführt, keine fadenscheinigen Rationalisierungen und propagandistische Parolen vorgebracht und muss das Feld der wenig vertrauenswürdigen „Meinungen“ verlassen werden, sonst denkt man nicht, sondern ergeht sich in hohler Rhetorik oder begnügt sich mit einem mantrahaften Wiederholen alter und verstaubter

¹⁸ Fichte, Johann Gottlieb: Nachgelassene Werke, hrsg. von I. H. Fichte, Bd. III, S. 18, zitiert nach Pothast, Ulrich: „Über einige Fragen der Selbstbeziehung“, Frankfurt a.M. 1971, S. 45 & 44

¹⁹ Merleau-Ponty, Maurice: „Das Sichtbare und das Unsichtbare“, München 1986, S. 313

Phrasen. Auch ist von jedem zwanghaften Versuch abzusehen, Komplexität vorschnell zu reduzieren; dies zieht meistens nur autoritäres Gehabe nach sich. Präzises Denken, das diesen Namen verdient, ist eher selten, denn es ist komplex und anspruchsvoll – und in emotionaler Hinsicht oft schmerzhaft –, aber es stiftet neue Realitäten. Beim Denken ist nicht zu vermeiden, dass zwischen den „Teil-Ichen“ Konflikte auftreten, die durchaus heftig sein können, kann es doch sogar um das Überleben des einen oder anderen „Teil-Ichs“ gehen; dieses wird sich in den Auseinandersetzungen wahrscheinlich nicht so leicht geschlagen geben und somit kämpfen. Solche Konflikte gilt es nicht nur auszuhalten, sondern in Massen sogar zu fördern. Erforderlich hierbei sind Verhandlungsfähigkeit und Kompromissbereitschaft, das Modifizieren seiner Ausgangspositionen, das Korrigieren seiner Gedanken und sogar seiner Wahrnehmung der Welt. Am Ende eines solchen Denkprozesses kann vielleicht die Einsicht Einzug halten, dass es zukunftsreicher wäre, den alten Trott hinter sich zu lassen, einen neuen Anfang zu wagen und sich etwas Neuem zuzuwenden, aber auch, dass wenn ein Problem wieder und wieder auftaucht und keine Lösung gefunden werden kann, man nicht danach fragen sollte, was die Vertreter gegensätzlicher Standpunkte – die „Teil-Iche“ – voneinander unterscheidet, sondern was sie gemeinsam haben. Das könnte vielleicht der Punkt sein, wo die Quelle des Missverständnisses liegen muss – und von wo aus ein neuer Anfang gewagt werden kann!?

²⁰ Phantasieren wir hier etwas: Der Akteur mit seinen Teil-Ichen ist an einem Punkt angelangt, wo er sein bisher in Schubladen gestecktes Leben daraus herausspringen lässt, dessen möglichen Aspekte sich wieder aneignet, mit ihnen spielt, ringt und dabei auftretende Gegensätze anerkennt und nicht versucht, sie von einem einmal eingenommenen Standpunkt aus durch bloße Abstraktion aufheben zu wollen, was ohnehin nur zur Selbsttäuschung führen würde. Zwischen ihnen entwirft und knüpft er neue Beziehungen, was nicht nur Standpunktwechsel, sondern immer auch Sprünge in andere Lebensbereiche erfordert. Er lässt sich auf Dialoge mit der Umwelt und mit anderen ein anstatt nur auf seine engen Vorteile zu schielen, ja er denkt vielleicht sogar sein Leben vom Ende her und entdeckt dabei, was ihm wichtig ist und er nicht versäumen möchte. Aus der Komplexität seiner Innenwelt gewinnt er jetzt neue Erkenntnisse, Perspektiven und Entdeckungen auf sein Tun, sein Leben, was dazu führen kann, dass jetzt die eine oder andere Idee zur Tat das Licht der Welt erblickt.

*

Jeder Anfang ist das Treffen einer Unterscheidung. Jedes Treffen einer Unterscheidung ist eine Entscheidung, eine Entscheidung ins Nichts, denn wir wissen nicht, was da so alles auf uns zukommen kann. Jede Handlung hat eine offene Zukunft vor sich, in die hinein sie schöpferisch wirken kann. Im Rahmen einer heraklitischen Weltbetrachtung ist die Uranfänglichkeit im Unentschiedenen zu suchen: *Alles fließt*. Es gibt keine festen Grenzen, auch nicht zwischen Sein und Nichts. Damit kommt die *Zeit* ins Spiel. Denn sucht man das Wesen der Welt nicht im schon entschiedenen Zustand all der Dinge, die um mich herum sind, also eines definitiven Seins, sondern im flüssigen Schweben eines noch unentschiedenen Werdens, ist eine Eliminierung der Zeit ganz und gar unmöglich. Sie ist als wesentliche Realitätskomponente in das Denken einzuführen, damit wir verstehen können, wie aus ihrem Schoss die Welt der Dinge geboren wird. Schöpfung ist Handlung. Um die „Mechanik“ des Schöpfungsprozesses zu verstehen, darf der Fokus weder auf das Nachträgliche, das Geschaffene, noch auf das Vortragliche, das noch zu Schaffende, gerichtet werden. Vielmehr liegt der logische Ort in der Mitte, in der uns wohl vertrauten „Gegenwart“. Da die heraklitische Weltbetrachtung nicht auf bereits Entschiedenenes (das Sein), sondern auf Unentschiedenes hin tendiert, so können wir nochmals sagen: Handeln bedeutet im Unentschiedenen Entscheidungen herbeizuführen, was zu einem vom zielbewussten Willen gelenkten Ereignis führen soll – sofern alles so abläuft, wie man es sich vorgestellt oder erhofft hat. Es soll also nicht nur etwas geschehen, sondern es soll etwas getan werden.

Ein handelndes Subjekt ist Teil der Welt. Es kann seine Umweltbedingungen in Grenzen ändern, die Einflüsse, die die Welt auf es ausüben, teilweise negieren, sie in Teilen seinen Bedürfnissen anpassen, indem es Entscheidungen trifft und so seine Wahrheit selbst schafft.

²⁰ Vgl. den etwas ausführlicheren Bericht zu dieser Thematik in: Bierter, Willy: a.a.O., Kap 4., S. 62 f.

Erkenntnismässig wird dabei das ganze Spektrum des Möglichen bedeutsam, nämlich das, was *nicht* ist, aber *werden* könnte. Die Alltagserfahrung zeigt nun, dass die Umwelt normalerweise genügend objektive Kriterien zur Verfügung stellt, die uns ein angemessenes Verhalten nahelegen und uns Entscheidungen vorgeben bzw. abnehmen. Die Umwelt konfrontiert uns zumeist mit Fragen, die entscheidbar sind, und die wir daher nicht entscheiden müssen. Wenn die Umwelt objektive Alternativen zur Verfügung stellt, wäre es falsch, von der Möglichkeit einer willentlichen Entscheidung zu sprechen, da die Kriterien bei der getroffenen Wahl bereits in den gegebenen Alternativen selbst liegen. Das heisst, die Wahl ist bereits entschieden, bevor sie getroffen wird. Hingegen kommt „Wollen“ bzw. der Wille dort ins Spiel, wo die Umwelt keine objektiven Kriterien liefert.

Erkennen und Wollen sind nicht voneinander unabhängig; sie sind immer miteinander verwoben. Somit besteht die Frage nicht darin, ob das Ich (Subjekt) erkennend der Welt – dem objektiven Sein – gegenübersteht *oder* aktiv in die Welt eingreift und sie gestaltet, es tut immer schon beides. Von daher reicht es auch nicht aus, das klassische Hierarchieverhältnis – das Sein bestimmt das Bewusstsein – umzukehren und stattdessen idealistisch die Welt als Produkt des menschlichen Gehirns zu begreifen. Um aus dem Aristotelischen klassisch-zweiwertigen Schema herauszukommen, wird daher ein Drittes benötigt. Günther führt als volitiven Aspekt der Subjektivität das „Wollen“ ein, und bereichert so das lebendige System um Willensfreiheit. Man kann es noch schärfer formulieren: Willensfreiheit als dritter Aspekt definiert lebendige Systeme gegenüber nicht-lebendigen.²¹

Der Gegenbegriff zu Wollen ist Erkennen. Erkennen beschreibt die kontemplative, passiv reflektierende Haltung des Subjekts der Welt gegenüber. Gäbe es als Gegensatz zur Welt, zum Objektiven, Reflexivität allein in Form des Erkennens, so würden beide Bereiche sich gewissermassen in stiller Kontemplation allenfalls ineinander spiegeln. Denn das Subjektive als Prozess, als Handlung kann in der klassisch-zweiwertigen Logik nicht dargestellt werden, das Subjekt erscheint stets als Pseudo-Objekt. Sichtbar ist nur das Produkt des Denkens und Entscheidens, die konkrete Handlung. An dieser Stelle lassen wir in Bezug auf den vermeintlichen Gegensatz von Erkennen und Wollen bzw. von Vernunft und Wille Gotthard Günther zu Wort kommen. Seine These lautet: „Wille und Vernunft sind Ausdruck ein und derselben Tätigkeit des Geistes, jedoch von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Mit anderen Worten: Vernunft und Wille oder einerseits theoretische Reflexion und andererseits kontingente Entscheidung sind nur reziproke Manifestationen ein und derselben ontologischen Konfiguration, die durch die Tatsache erzeugt werden, dass ein lebendes System sich durch dauernd wechselnde Einstellungen auf seine Umgebung bezieht. Es gibt keinen Gedanken, der nicht stetig vom Willen zum Denken getragen wird, und es gibt keinen Willensakt ohne theoretische Vorstellung von etwas, das dem Willen als Motivation dient. Ein Wille der nichts als sich selbst will, hätte nichts Konkretes, das ihn in Bewegung bringen könnte; und ein Denken, das bloss mentales Bild ist ohne einen Willensprozess, der es erzeugt und festhält, ist gleichermassen unvorstellbar.“²²

*

Kann man überhaupt anders anfangen als mit dem „Anfang“? Oder gibt es vor dem „Anfang“ noch etwas anderes, einen anderen Anfang? Solche Fragen haben wohl jeden schon beschäftigt, der sich mit Ereignissen und Geschichten aus der fernen Vergangenheit – auch seinen ganz persönlichen –, dem Anfang des Universums und wie unsere Welt begonnen hat, oder der konsistenten Wiedergabe irgendeines Textes, eines Systems oder irgendeiner Theorie beschäftigt hat. Mit der Frage nach den Anfängen der Anfänge stösst man auf Paradoxien

²¹ Mit dem Begriff des Willens geht es Günther um die Möglichkeit, in einer völlig kontingenten Situation, Entscheidungen zu treffen. Der Willensbegriff bei Günther ist nicht als psychische Disposition interpretiert und wird auch nicht als etwas Metaphysisches in das Modell eingeführt. Ebenso wenig hat der Willensbegriff bei Günther etwas mit dem idealistischen „freien Willen“ zu tun. Es handelt sich eher um einen pragmatischen, Günther würde sagen, um einen technischen Willensbegriff.

²² Günther, Gotthard: „Cognition and Volition – Erkennen und Wollen. Ein Beitrag zu einer kybernetischen Theorie der Subjektivität“, in: <http://www.vordenker.de>, S. 7

und gerät unversehens in logische Wirbel. Es scheint, dass die Frage nach dem Anfang zu den prinzipiell unbeantwortbaren, unentscheidbaren Fragen gehört. Doch welches Paradox: „Nur *die* Fragen, die prinzipiell unentscheidbar sind, können wir entscheiden.“²³ Weshalb? Heinz von Foersters Antwort: „Ganz einfach: die entscheidbaren Fragen sind ja schon entschieden, und zwar durch Spielregeln, in denen Fragen und die Regeln der Beantwortung, bestimmt sind. Es mag manchmal schnell gehen, manchmal sehr lange dauern, bis sich das ‚Ja‘ oder das ‚Nein‘ der Antwort unweigerlich – oder, wie es so schön heisst, ‚mit zwingender Logik‘ – ergibt. Bei prinzipiell unentscheidbaren Fragen haben wir jeden Zwang – sogar der Logik – abgeschüttelt, und haben mit der gewonnenen Freiheit auch die Verantwortung der Entscheidung übernommen.“²⁴

Doch weshalb sich überhaupt auf einen Anfang fixieren? Vielleicht können wir gar keinen Anfang ausfindig machen und sind dennoch nicht imstande auf ihn zu verzichten? Ist es nicht Ursprungsmythisches Denken, eine einzelne Positivität auszuzeichnen und von da aus den Faden des Denkens fortzuspinnen, z.B. mit einem inauguralen Ereignis, von dem aus man den Lauf der Zeit nach vorn verfolgt, ohne dass sich das Ereignis selbst zu rechtfertigen gedenkt, oder indem man von der Gegenwart bis zur fernsten, rätselhaft erscheinenden Vergangenheit zurückgeht, wobei die Suche dann zur hypothetischen Suche nach dem Ursprung und folglich nach dem Grundlegenden wird? Wenn aber am Anfang weder das Sein noch das Nichts ist, so gibt es auch keinen Anfang, mit dem anzufangen wäre. Somit gibt es auch keinen Ursprung als Anfang. „Ob nun eine metaphysische Idee oder das Leben selbst vorausgesetzt wird, es bleibt eine einzelne Einheit, die als Anfang gesetzt wird. Die Einheit des Anfangs ist die Einheit des Grundes alles Seienden und Nicht-Seienden. Ob der Grund als Grund des Grundes, als Ur-Grund oder Ab-Grund bezeichnet wird, ändert nichts daran, dass hier eine mono-kontexturale Metaphysik am Werke ist.“²⁵ Der Ausweg: Es gibt nur Vielheiten des Anfang(en)s und Anfänge als Vielheiten. Und weder das eine noch das andere, aber auch sowohl das eine als auch das andere.

Diese Vielheiten jeweils zu verknüpfen, erfordert ein anderes Schreiben, ein Schreiben, das sich nicht in einer geschlossenen Weise präsentiert, indem es zwischen einem Anfang und einem Ende sein System aufbaut, einen Text unilinear von *einem* Ursprung aus entfaltet, sondern vielmehr von verschiedenen Orten her sich dezentral seinen Weg bahnt, sich parallel, reziprok, zyklisch und dezentriert entfaltet, das dem Aufbegehren des Diagonalen und Orthogonalen folgt (keine Linie, sondern Fläche und Raum), das Eine von wechselnden Seiten als das Andere beleuchtet, Vernetzungen und vielschichtige Interdependenzen sichtbar macht, die Eines und Anderes mit jedem Wechsel transformieren. Ein derartiges Schreiben – nennen wir es polylinear – bricht ins Unbekannte, ins Unbegangene auf und gleicht darin dem Handeln als auch dem Denken im emphatischen Sinne; es überfordert eine Darstellung in der Linearität mit ihrem schrittweisen Takt des Nach-und-Nach.

Ein polylineares Schreiben erweist sich somit als ein vernetztes Schreiben oder besser als ein Schreiben des Netzes, das von Ort zu Ort, von einem Anknüpfungspunkt zum nächsten, einer nicht sichtbaren Ordnung folgend sich webt, um sie im Schreiben selbst hervorzubringen. Indem es versucht, gegen die in der Verwirklichung eines Textes implizit angelegte Einlinigkeit anzugehen, zerstört es jegliche Art von Denken in Werthierarchien von Begriffen und Sätzen. Von daher hat polylineares Schreiben rhizomatischen Charakter, denn: „Jeder Punkt eines Rhizoms kann und muss mit jedem anderen verbunden werden. Das ist ganz anders als bei einem Baum oder der Wurzel, bei denen ein Punkt, eine Ordnung, festlegt ist.“²⁶ Anders

²³ Foerster, Heinz von: „Wahrnehmen wahrnehmen“, in: Ars Electronica (Hrsg.): „Philosophien der neuen Technologie“, Berlin 1989, S. 30

²⁴ von Foerster, Heinz: „Wahrnehmen wahrnehmen“, in: Ars Electronica (Hrsg.): „Philosophien der neuen Technologie“, Berlin 1989, S. 30

²⁵ Kaehr, Rudolf: „Disseminatorik. Zur Dekonstruktion der Techno-Logik.(1995)“, in: www.vordenker.de (Sommer Edition, 2017) J. Paul (Ed.), URL: http://www.vordenker.de/rk/rk_Zur-Dekonstruktion-der-Techno-Logik_1995.pdf, S. 69

²⁶ Deleuze, Gilles & Guattari Félix: „Tausend Plateaus“, Berlin 1992, S. 16

gesagt: Es gibt kein Zentrum, das den Textfluss vom Anfang bis zum Ende „steuert“. Vielmehr schöpft sich die Struktur des Netzes aus sich selber und wirkt so ein weiteres Mal dem Schema der Hierarchisierung und Linearisierung entgegen. Damit findet sich ein polylineares Schreiben als ständiger Aspekt- und Perspektivenwechsel zwar in das lineare Gesamt des Textes eingebunden, bleibt aber als dessen Subversion – auch jener des Subjekts „Autor“ wie „Leser“ – ununterbrochen virulent.

In Anlehnung an Wittgensteins „*Philosophische Untersuchungen*“ können wir sagen: Einen Begriff, ein Wort oder einen Satz verstehen, heisst zu wissen wie er verwendet wird. Das aber setzt eine den Gegebenheiten eines Textes und der Linearität des Lesens gänzlich zuwiderlaufende Art der Lektüre voraus. Gefordert ist nicht sukzessives Nacheinander, sondern simultanes Zugleich – eine Forderung, die jedoch um ihre Unmöglichkeit weiss. Doch bleibt sie dem Leser als Anspruch im Hinterkopf, so vermag sie sich vielleicht in der unbedingt notwendigen Wachheit Realität zu verschaffen, die ein vorschnelles Zu-verstehen-glauben aufgrund des eigenen lebensphilosophischen Vorverständnisses verhindern mag. Ein polylineares Schreiben nimmt so den Leser in die Pflicht, hinter, neben und über dem tatsächlich Gesagten auch immer das mitzudenken und mitzuempfinden, was das im Text zur Sprache Gekommene verdeckt, also abwesend, verborgen ist bzw. auf Verschwiegenem gründet.

Dass dies alles andere als einfach ist, finden wir in der folgenden Bemerkung von Wittgenstein: „Hier stossen wir auf eine merkwürdige und charakteristische Erscheinung in philosophischen Untersuchungen. Die Schwierigkeit – könnte ich sagen – ist nicht, die Lösung zu finden, sondern, etwas als die Lösung anzuerkennen, was aussieht, als wäre es erst eine Vorstufe zu ihr (...). Das hängt, glaube ich, damit zusammen, dass wir fälschlich eine Erklärung erwarten; während eine Beschreibung die Lösung der Schwierigkeit ist, wenn wir sie richtig in unsere Betrachtung einordnen. Wenn wir bei ihr verweilen, nicht versuchen, über sie hinauszukommen. Die Schwierigkeit ist hier: Halt zu machen.“²⁷

*

Ist nun der Augenblick, wo die Idee zur Tat heraufdämmert, ein Anfang? Ist gar jeder Augenblick ein „Anfang“, eine Art Genesis? Oder ist es nicht vielmehr so, dass Anfänge und Enden gar keine ausgezeichnete Rolle spielen, aus dem einfachen Grund, weil wir wie die Wasser schon immer in den Lauf (Prozess) der Dinge dieser Welt einbezogen sind?²⁸ Denn wo nimmt der Bach seinen Anfang? An der Quelle oben im Gebirge? Wo kommt das Wasser der Quelle her? Aus dem Berg. Doch wo kommt das Wasser im Berg her? Mit all solchen Fragen landen wir letztlich beim Kreislauf der Wasser: Wolken – Regen – in Böden versickern – unterirdisch (weiter)fließen – irgendwann an die Oberfläche treten (Quelle) – durch Täler fließen – in Seen und Meere münden – verdunsten – da capo! Endloser Kreislauf – kein Anfang und kein Ende!

Wagen wir noch einen kurzen Sprung in das alte China. Da spielen Anfänge ebenso wie Enden keine ausgezeichnete Rolle. Das chinesische Denken nimmt seinen Ausgang weder vom Sein noch von Gott. Es geht nicht von einem ersten Subjekt aus – sei es der Schöpfer oder ein Autor –, das einen Anfang setzt. Vielmehr privilegiert es den Blickpunkt des Prozesshaften und denkt die veränderliche Konstellation der Dinge, die „in jedem Lauf diskret, still, beharrlich eingelassene unmittelbare Wirksamkeit, sei der Lauf nun bestimmt durch die gegenständliche Welt oder durch die Haltung.“²⁹ Mit anderen Worten: Zentral für das chinesische Denken ist der vielgestaltige, vielschichtige Prozess mit seinen unablässigen Wandlungen, der auch das chinesische Bewusstsein von der Zeit und der Geschichte beherrscht. „So vollzieht sich der Wandel nicht ereignishaft oder eruptiv, sondern diskret, unmerklich und kontinuierlich. Undenkbar wäre jene Schöpfung, die sich an einem absoluten, einmaligen Punkt ereignete. Die Diskontinuität zeichnet die ereignishaftige Zeit aus. Das Ereignis markiert einen Bruch, der eine Bresche ins Wandlungskontinuum schlägt. Brüche oder Revolutionen sind aber dem

²⁷ Wittgenstein, Ludwig: „Werkausgabe“, Frankfurt a.M. 1984, Band 8, Zettel, S. 345 – 346, § 314

²⁸ Bierter, Willy: „Erzählende Wasser“, Zug 2018

²⁹ Jullien, François: a.a.O., S. 39

chinesischen Zeitbewusstsein fremd. (...) Es [das chinesische Denken] kennt jene Identität nicht, die auf einem einmaligen Ereignis beruht. [Fussnote im Originaltext: Das Ereignis lässt sich als imaginäres Konstrukt begreifen, die das Vorgängige ausblendet, aus dem es geworden ist und sich als absoluten Anfang setzt.] Schon in diesem Sinne lässt es die Idee des Originals nicht zu, denn die Originalität setzt den Anfang im emphatischen Sinne voraus. Nicht die Schöpfung mit einem absoluten Anfang, sondern der kontinuierliche Prozess ohne Anfang und Ende, ohne Geburt und Tod ist bestimmend für das chinesische Denken. Auch aus diesem Grund entstehen im fernöstlichen Denken weder die Emphase des Todes wie bei Heidegger noch die Emphase der Geburt wie bei Hannah Arendt.“³⁰

Wir sind aufgebrochen, um nach einem Anfang des Anfangs, nach einem Denken des Anfangs zu suchen. Müssen wir uns neben dem alten China nicht noch nach anderen Orten umschauchen, nach anderen Zivilisationen und jedes Mal den Horizont weiter zurückverlegen, nach Ägypten oder gar nach Babylon, um etwas anderes über den „Anfang“ lernen zu können? Wenn ja würde das bedeuten, der Versuchung nachzugeben, „jenem Antrieb zu allen Reisen, der uns glauben lässt, dass man, wenn man weiter fortgeht, Neues entdecken wird? Als ob es, weil es fern ist, auch anders sein müsse. (...) Löst sich das Denken des Anfangs nicht letztlich auf oder relativiert sich zumindest zwangsläufig, weil im Laufe der genealogischen Unternehmungen auf vielerlei Weise wiederholt wird: ‚Am Anfang ...‘?“³¹ Jedenfalls lässt sich ein ergiebiger Grundstock an Bildern, Motiven und erklärenden Schemata finden, der die obligatorische Ausgangsbasis für alles Denken eines Anfangs der Welt zu bilden scheint: In Indien das Ei, der Lotos, der Samen, das Urwasser, der universale Werkmeister oder der Demiurg Brahma, in vedischen Hymnen das Feuer, die Sonne oder „am Anfang war nur Wasser“, anderswo der schöpferische Drang, das Universum als Werk der Gesamtheit der Götter, die Sonne als Anstoss zur Geburt des Universums und als Lieferant der Wärme, die die Vegetation keimen lässt, die erste Erde, jener Urhügel, der dem Leben seine Materie liefert, die lichterfüllte Atmosphäre, die die Erde vom Himmel trennt und das Himmelsgewölbe aufspannt, oder aber... . Doch sobald die eigentliche Idee des Anfangs physisch repräsentiert wird, stösst sie auch schon an ihre Grenzen, und wir können ebenso gut sagen, dass „am Anfang“ sowohl das eine wie das andere gewesen ist – eben nur Vielheiten des Anfang(en)s und Anfänge als Vielheiten, und weder das eine noch das andere, aber auch sowohl das eine als auch das andere.“³²

*

³⁰ Han, Byung-Chul: „Shanzhai – Dekonstruktion auf Chinesisch“, Berlin 2011, S. 10 f.

³¹ Jullien, François: a.a.O., S. 86

³² vgl. dazu oben die Erläuterungen auf Seite 10.